

Autobiografie

SOPHIE MULLER

Gottes Stimme erschüttert die Wildnis



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Soweit nicht anders vermerkt, sind die Bibelzitate der Elberfelder
Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen.

Sophie Muller lebte von 1910 bis 1995. Das Missionswerk New
Tribes Mission (NTM), in dessen Auftrag sie viele Jahre gearbeitet
hat, ist vor Kurzem offiziell in *Ethnos360* umbenannt worden.

ABKÜRZUNGEN

A. d. H.	Anmerkung des Herausgebers
Menge	<i>Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments</i> , übersetzt von Dr. Hermann Menge, Berlin, 1960.
Schlachter 2000	<i>Die Bibel</i> , übersetzt von F. E. Schlachter (Version 2000), Genf.
svw.	so viel wie

1. Auflage 2019

Originaltitel: His Voice Shakes the Wilderness
© 1988 by Ethnos360 (früher: New Tribes Mission), Sanford, Florida, USA

© der deutschen Ausgabe 2019 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Übersetzung: Hermann Grabe, Meinerzhagen
Satz: Lena Ulbrich (www.lenaulbrich.de)
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256384
ISBN 978-3-86699-384-6

INHALT

Widmung und Dank	5
Einführung	7
Kapitel 1 – Die Giftprobe	9
Kapitel 2 – Ins Unbekannte	13
Kapitel 3 – Endlich ein Stamm!	23
Kapitel 4 – Angenommen	32
Kapitel 5 – Den Heiden Gottes Wort weitergeben	40
Kapitel 6 – Der Tod am Ufer des Guainía	45
Kapitel 7 – Die Antwort der Carom	55
Kapitel 8 – Aussaat unter Tränen	71
Kapitel 9 – Eine Zeit der Freude und eine Zeit des Leids	89
Kapitel 10 – Auf der Flucht	94
Kapitel 11 – Was hast du da in deiner Hand?	106
Kapitel 12 – Die Reise zu den Puinave	116
Kapitel 13 – Die Gemeindegemeinschaft	135
Kapitel 14 – Wie werden sie hören ohne einen Prediger?	148
Kapitel 15 – Ein Feuer brach in der Savanne aus	153
Kapitel 16 – Nötige sie hereinzukommen	170
Kapitel 17 – Auf den Pfaden der Wilden Macú	179
Kapitel 18 – Freunde und Feinde	201
Kapitel 19 – Gottes Wort wird nicht leer zurückkommen	215
Nachwort	223

WIDMUNG UND DANK

Ich widme dieses Buch meinen indianischen Brüdern – jenen, die mit mir die Mühen hinsichtlich der Stämme getragen haben und für die ich Gott danke. Sie sorgten dafür, dass Gottes Wort von Stamm zu Stamm ausgebreitet wurde, und das tun sie heute noch als ein lebendiges Zeugnis von der Kraft des Evangeliums. Wie könnte ich jemals meine Dankbarkeit ausdrücken für die Liebe, den Schutz, die Fürsorge und das Vertrauen der älteren Generation, von der schon so mancher »vorangegangen ist«. Es wird herrlich sein, im Himmel all die Lieder in den vielen Sprachen zu singen, wie wir es auf dem Guainía, dem Isana¹, dem Inírida, dem Guaviare und auf dem Vichada taten.

Neben den Indianern hatten auch die an der Grenze zu Venezuela wohnenden Missionare der New Tribes Mission großen Anteil an der raschen Ausbreitung des Wortes Gottes (wie Connie und Mary Cain sowie Kathy Earle und Faye Taylor), mit denen ich glückliche Gemeinschaft hatte. Sie halfen unermüdlich beim Schreiben, Vervielfältigen und Verschicken all der Übersetzungen, die immer wieder nach den Konferenzen herauskamen, wenn ich sie besuchte, um meine kostbaren Briefe aus der Heimat abzuholen. Ihre Wohnungen waren Oasen für mich, was auch für das Haus von Pat und Ellen Symes in Bogotá galt.

Dann danke ich ebenso den anderen lieben Freunden, denen ich auf meinem Lebensweg begegnete, wie auch meinen kolumbianischen Mitarbeitern und allen übrigen. Was hätte ich ohne ihre Mithilfe in vielen Kleinigkeiten tun sollen, die auftraten, während ich »oft auf Reisen« (2Kor 11,26) war? Oder auch ohne alle, die der Herr bewegte, für mich zu beten oder zu spenden,

1 A. d. H.: In Bezug auf grenzüberschreitende Flüsse wie den Isana wird der Einfachheit halber gewöhnlich nur die spanischsprachige Namensform verwendet. In Brasilien, wo Portugiesisch gesprochen wird, heißt er Içana.

sodass das Wort Gottes überall im Urwald gehört und gelesen werden konnte?

Zum Buch selbst: Zwei christliche Verleger lehnten eine Herausgabe in der ursprünglichen Fassung ab und verlangten eine Umarbeitung, sodass es jahrelang in der Schublade lag. Als mich danach einige optimistische Freunde drängten, etwas dagegen zu tun, fiel mir Jean Dye Johnson von der New Tribes Mission ein. Sie willigte ziemlich zögerlich ein, weil sie so viel zu tun hatte. Jedoch machte sie sich, wenn sie hier und da einmal etwas Zeit hatte, an die Arbeit, das Buchprojekt mit neuem Leben zu erfüllen. Am Ende ihrer vielen Streichungen, Umstellungen und Neuansordnungen bekam ich einen Schreck. Das Manuskript schien nur noch halb so lang zu sein. Ich brauche wohl nicht zu erklären, warum ich mich wie ein Mädchen fühlte, das zum ersten Mal zum Friseur geht und dann ihre schönen Zöpfe auf dem Boden liegen sieht. Aber ich bin Jean noch heute für ihre Arbeit an dem Buch und auch für ihre geduldigen Erklärungen in meiner »Stunde der Ernüchterung« dankbar.

Sophie Muller

EINFÜHRUNG

Es macht wirklich Freude, die Einleitung zu einem so aufregenden Buch zu schreiben, wie dasjenige, das Sie gerade in den Händen halten. Damals, vor vielen Jahren, hielt unsere Jugendgruppe in Woodhaven, einem Stadtteil von New York, eine Freiversammlung ab. Um bei solchen evangelistischen Einsätzen zu predigen, stand ich oft auf derselben Kiste, auf der ich früher vor meiner Bekehrung gestanden hatte, um meine Vier-Mann-Combo am Time Square zu dirigieren. Ich werde nie vergessen, wie wir unter den Gleisen der Hochbahn predigten. Da wagten wir nie aufzuhören, wenn ein Zug über uns hinwegdonnerte, weil wir fürchteten, dann unsere Zuhörerschaft zu verlieren, doch manchmal fragten wir uns, ob unsere Bemühungen bei diesen Straßenversammlungen nicht nutzlos waren.

Dann kam eines Abends Sophie Muller vorbei. Sie hörte zu. Sie konnte kaum ihren Augen trauen. Was brachte eine nett aussehende Gruppe junger Leute dazu, ihren Samstagabend auf diese Weise zu verbringen? Dann erkannte sie Marge, meine Verlobte, die ab und zu dieselbe liberale Gemeinde besucht hatte. Sophie blieb bis zum Schluss unseres Einsatzes bei uns, und Marge lud sie zu unserer Bibel- und Gebetsstunde am Mittwochabend ein. Auf diese Weise wurden wir also mit Sophie bekannt.

Anfangs versuchte Sophie, uns mit ihren Argumenten aus der Reinkarnationslehre zu überzeugen, aber schließlich lösten diese sich im Licht des göttlichen Wortes in nichts auf. Sie vertraute auf Christus, der für sie alles schon getan hatte und durch dessen Werk jeder Gläubige für den Himmel passend gemacht worden ist. Später besuchte sie das National Bible Institute², und danach brach sie in den Urwald von Kolumbien auf.

2 A. d. H.: Damals bestehende theologische Ausbildungsstätte in Manhattan (New York).

Während dieser vielen Jahre hat Gott diese großartige Frau benutzt, Tausende von Indianern für Christus zu gewinnen. Zahlreiche Gemeinden konnten daraufhin gegründet werden. Einmal fragte ich sie, was nach ihrer Ansicht die Bedingungen für eine Taufe seien. Sie antwortete: »Die Bewerber müssen Beweise für ein neues Leben liefern und erkennen lassen, dass sie wiedergeboren sind. Wenn sie Zauberei, Drogen und den Alkoholkonsum nicht aufgeben, sind wir der Meinung, dass sie nicht wirklich wiedergeboren sind.« Ich meinte daraufhin, dass dies auch für Taufen in den Gemeinden in der sogenannten »zivilisierten Welt« kein schlechtes Kriterium wäre.

Wenn Sie dieses Buch lesen, werden Sie wahrscheinlich immer wieder sagen: »Herr, wenn du uns einst zu dir gerufen hast, dann möchte ich mit einem Werk vor dir stehen, das von der gleichen Entschiedenheit geprägt ist, wie sie im Leben von Sophie Muller erkennbar ist.« Möge Gott es jedem von uns schenken, dass er bei der Wiederkunft des Herrn Jesus die Worte hören kann: »Wohl, du guter und treuer Knecht« (Mt 25,21.23).

Jack Wyrzten
von 1940 bis 1991 Leiter des Missionswerks
»Word of Life International«

DIE GIFTPROBE

Eine Gruppe von Indianern saß um die erlöschenden Reste eines Feuers, das in einer großen Lehmhütte eines Dorfes mitten im kolumbianischen Urwald gebrannt hatte. Sie hatten viel darüber zu diskutieren, woher die weiße Frau stammte, die auf ihren Flüssen unterwegs war und in ihren Dörfern die Leute unterrichtete.

»Sie ist eine Zauberin«, sagte einer.

»Nein, das stimmt nicht«, meinten andere. »Sie will uns nur helfen.«

»Aber die Schamanen reden über die unsichtbare Welt. Wie könnte sie so viel darüber wissen?«

»Aus ihrem schwarzen Buch! Sie sagt, es sei das Buch ihres Gottes.«

»O, nun weiß ich, das ist Yapericoli, der Große Geist! Erinnert ihr euch noch daran, was unser alter Schamane uns erzählt hat? Er sagte, dass er einmal gestorben sei und in die Gegenwart von Yapericoli treten musste; das war in einer Stadt voller wunderbarer Lichter.«

Die meisten konnten sich nicht mehr daran erinnern, nur ein alter Mann stimmte ihm zu.

»Ja. Und unser Schamane konnte nie vergessen, was Yapericoli ihm da erzählte, während all die strahlenden Lichter rings um ihn her waren.«

Jetzt waren alle ganz Ohr und lauschten dem Sprecher.

»Yapericoli versprach ihm, dass er eines Tages seine Schwester zu ihnen hinab an unseren Fluss schicken wolle, die hätte eine Botschaft für unser ganzes Volk.«

Rund um das Lagerfeuer waren Ausrufe des Erstaunens zu hören. »Du willst doch nicht etwa sagen, dass ...?«

Die Indianer hatten augenblicklich zwei und zwei zusammengezählt. Diese weiße Frau schien ihnen ganz deutlich in dieses Bild zu passen.

»Yapericolis Schwester?«

»Warum sollte sie sonst an uns denken und uns helfen wollen?«

»Wer sonst noch wüsste so vieles über den Großen Häuptling, und wer könnte uns so vieles über ihn berichten, was wir nicht wissen?«

»Erzählt uns diese weiße Schwester nicht vom Himmel und wie wir dorthin kommen können?«

»Ist sie nicht selbst aus einem fernen Land gekommen?«

»Hat sie uns nicht das kleine schwarze Buch gezeigt, die Botschaft unseres Großen Häuptlings?«

Dann, nach einigen Minuten stillen Nachdenkens:

»Aber wie können wir erfahren, ob sie wirklich Yapericolis Schwester ist?«

Darauf wusste so schnell niemand eine Antwort. Dann hatte einer der Männer eine Idee:

Wenn sie wirklich Yapericolis Schwester war, könnte sie nicht sterben. Es gab also nur einen Weg, das herauszufinden: »Eines Tages müssen wir ihr Gift zu essen geben, und wenn sie nicht stirbt, dann *ist* sie Yapericolis Schwester!«

Ringsumher ertönte zustimmendes, aber auch ablehnendes Gemurmel. Die meisten waren sich nicht so sicher. Aber widersprechen konnte man dieser vernünftigen Überlegung wohl kaum.

Die »weiße Schwester« setzte ihre Reisen von Dorf zu Dorf fort, doch stellte sie fest, dass in dem oben erwähnten Dorf einige zuvor interessiert und freundlich erscheinende Leute ihr jetzt aus dem Weg gingen und fernblieben. Eine der freundlicheren Frauen versuchte, ihr eines Tages ganz leise und sachlich etwas mitzuteilen.

»Jemand will dich vergiften!«

Die weiße Schwester lächelte nur. ›Wie konnte man nur so etwas über dermaßen harmlos aussehende Leute sagen!? Sie muss wohl versuchen, mir Angst einzujagen. Wie könnte auch nur einer in diesem Dorf zu einem Mord fähig sein? Ob die Frau wohl Hintergedanken hatte? Will sie vielleicht, dass ich fortgehe?‹ Ihre hochstehenden Wangenknochen und die schwarzen, boshaften Augen mit dem verstohlenen Blick passten so richtig zu einer Hexe. Doch das war kein Grund, sich beunruhigen zu lassen. Die weiße Lehrerin kam in viele Dörfer, wo es Schamanen gab. So verdrängte sie die ganze Angelegenheit aus ihren Gedanken.

Einige Wochen gingen vorüber. Dann – eines Tages, als die weiße Schwester wieder in dem besagten Dorf war – fasste einer der Bewohner den Entschluss, nun den Test durchzuführen. Er hatte lange genug gezögert. Nun wollte er endlich Klarheit haben.

Nach der Abendversammlung, als jeder fortgegangen war, um ein spätes Abendessen einzunehmen, wurde der weißen Schwester eine Schale voll Suppe angeboten. Was man ihr vorsetzte, mutete eigenartig an. Hinzu kam, dass zwei Schildkrötenfüße samt Krallen oben darauf schwammen. Schon der Anblick musste einen Brechreiz hervorrufen, aber sie war gewöhnt, alles zu essen, was man ihr brachte. So aß sie es auf, weil nichts anderes da war.

Kurz nach der Mahlzeit – sie hatte eben noch ruhig in ihrer Hängematte gesessen – überfielen die weiße Schwester die furchtbarsten Magenschmerzen, die sie jemals verspürt hatte. Das hielt einige Minuten an.

Gegenüber, in der anderen Ecke ihrer mit Palmwedeln gedeckten Hütte, stand eine große alte Kalebasse, die von den Indianern für Saufgelage verwendet wurde. Sie kam gerade noch rechtzeitig dort an, um den Mageninhalt in die leere Kalebasse zu erbrechen. Dann taumelte sie in ihre Hängematte zurück und lag keuchend da – viel zu schwach, um sich den Pyjama anzuziehen.

Langsam wurden die Schmerzen geringer. Dann fiel sie in einen tiefen Schlaf.

Die weiße Schwester erwachte, als es heller Tag war. Sie stand auf, um die Kalebasse zu entleeren, bevor die Indianer hereinkamen. Aber diese war völlig leer. Daneben lag ein riesiger Hahn, mausetot. Sie nahm ihn schnell an den Beinen auf und schob ihn durch einen Spalt in der aus Palmwedeln bestehenden Wand ihrer Hütte, damit die Indianer nicht behaupten konnten, sie sei für seinen Tod verantwortlich.

Sie sprach mit niemandem über diese Angelegenheit; auch kam ihr nicht in den Sinn, die Sache mit dem in Zusammenhang zu bringen, was die alte Frau gesagt hatte. Vielmehr schob sie ihre Übelkeit auf den Ekel, den sie empfunden hatte, als man ihr die Suppe vorsetzte. Erst fünf Jahre später bekannte der Mann es endlich: Er hatte der weißen Schwester so viel Gift in die Schildkrötensuppe geschüttet, dass es zum Umbringen von fünf Männern ausgereicht hätte.

Was aber die Indianer betraf, so meinten diese, die weiße Schwester habe die Prüfung bestanden. Wie hingen sie seitdem an jedem ihrer Worte! Sie musste tatsächlich die weiße Göttin sein!

INS UNBEKANNTE

Viele Monate, bevor die Sache mit der Vergiftung passierte, war ich, die »weiße Schwester«, nach Kolumbien gekommen. Dort suchte ich nach einem neuen oder bibellosen Stamm und hatte mich auf das Leben und Arbeiten unter den Curipaco-Indianern eingerichtet. Aber gegenseitiges Vertrauen zwischen mir und den Curipaco ließ sich anfangs nur schwer herstellen.

Meine erste Begegnung mit diesem Stamm ereignete sich auf meiner Reise nach Sejal, einer kleinen Siedlung, die ich mir als Operationsbasis ausgesucht hatte. Von Sejal braucht man mit dem Kanu nicht lange bis zu jener Stelle, wo sich zwischen die kolumbianisch-brasilianische und die kolumbianisch-venezolanische Grenze ein schmaler Landstreifen schiebt. Wie ich dahin kam und was mich dahin führte, ist eine andere Geschichte.

Während ich Moderne Kunst an der National Academy of Design in New York studierte, stieß ich »zufällig« auf eine Straßenversammlung. Diese Gruppe junger Leute interessierte mich. Sie bliesen Trompete und predigten. Sollte das vielleicht eine neue Modekrankheit sein?

Als Nächstes sah ich, dass sie die Zuhörer dazu einluden, Jesus als ihren Retter anzunehmen. Ich wurde durch diese Botschaft von der Liebe Gottes angesprochen und hob die Hand. In diesem Augenblick kam ein Mädchen, das Margie³ hieß, auf mich zu.

»Komm und studiere mit mir die Bibel in meiner Wohnung«, lud sie mich ein.

3 A. d. H.: In der Einführung (S. 7) erscheint die Namensform »Marge«.

Warum nicht? Ich wollte nämlich wissen, worum es bei diesen jungen Leute wirklich ging. Früher hatte ich gelegentlich eine liberale Gemeinde besucht und war dann dazu übergegangen, mich mit Theosophie und Reinkarnation zu beschäftigen. Darum begann ich, in Margies Wohnung mit dem Leiter der Gruppe zu diskutieren:

»Ja, Christus ist der Sohn Gottes. Aber er kam, um uns zu zeigen, was Vollkommenheit ist, damit wir ihm nachstreben können, indem wir immer wieder in ein neues Leben hineingeboren werden, bis wir so vollkommen sind wie er.«

Ich hatte es auf Jack Wyrzten abgesehen, den Leiter jener Bibelstudiengruppe, aus der später »Wort des Lebens« hervorging. Margie, die Jacks Verlobte war, ergriff das Wort: »Bleib zum Bibellesen bei uns, dann wirst du alles verstehen.«

Das war der beste Rat, den ich jemals bekommen hatte. Bei diesen Bibelstudien erkannte ich, dass sich die Weissagungen, Bilder und Symbole des Alten Testaments in Christus erfüllten, obwohl das erst Jahrhunderte danach geschah. Das ergriff mich gewaltig und ließ mich erkennen, dass die Bibel wirklich Gottes Wort ist. Davor hatte ich das Alte Testament nie für maßgeblich gehalten.

Mein Glaube an die Reinkarnation verflog sehr bald. 1. Korinther 1,30 wurde mir lebendig: »... Christus Jesus, der uns geworden ist Weisheit von Gott und Gerechtigkeit und Heiligkeit und Erlösung.« Mein Verlangen wuchs, die Bibel immer besser kennenzulernen.

Kurz darauf schrieb ich mich für einen Dreijahreskurs am National Bible Institute (New York) ein. Ich wollte für Gott aktiv werden, so wie Jack und seine junge Truppe. Aller Ehrgeiz, eine berühmte Künstlerin zu werden, war verflogen. Im Gebet bat ich Gott, mir zu zeigen, wo ich in Übereinstimmung mit seinem Willen mein Leben für ihn einsetzen sollte.

Gott antwortete sehr deutlich, indem er mir aufs Herz legte, zu solchen Stämmen zu gehen, die noch nie das Evangelium gehört



Auf dem Weg in den Urwald, die Anden vor Augen

hatten. Dem konnte ich gar nicht ausweichen. Daraus bestand meine »Berufung«. Als daher ein Student am National Bible Institute von der New Tribes Mission und ihrem speziellen Anliegen hinsichtlich unerreichter Stämme berichtete, wusste ich, dass dies das Richtige war. Bald hörte ich, dass der Gründer dieser Mission, Paul Fleming, auf einer Jugendfreizeit sprechen sollte, die von Jack Wyrzten organisiert wurde. Da verlor ich keine Zeit, mich bei diesem Missionswerk zu bewerben. Das war 1944.

Zu meiner Orientierungsphase hinsichtlich der Mission gehörte ein recht kurzer Lehrgang in dieser Zeit. Währenddessen fragte ich Gott, in welches Land ich gehen sollte, um unter unerreichten Stämmen arbeiten zu können. Damals dachte man überhaupt noch nicht an »Ausbildungscamps«, »Dschungellager« oder Sprachschulen. Ich hatte noch nicht lange gebetet, da wusste ich, dass es Kolumbien sein würde.

Zu dieser Zeit war es Missionaren unmöglich, nach Kolumbien einzureisen. Das galt aber nicht für Leute anderer Berufe. Weil ich von Beruf Werbegrafikerin war und mein Vater mich ermutigte, entschied ich mich, durch diese geöffnete Tür zu gehen, indem ich hoffte, diese kreative Tätigkeit später mit meiner

missionarischen Arbeit verbinden zu können. Die Missionsverantwortlichen freuten sich, eine künstlerisch begabte Mitarbeiterin in Kolumbien zu haben, die für die Missionszeitschrift *Brown Gold* und für Poster Illustrationen anfertigen konnte. Eines der Ehepaare, das mit mir den entsprechenden Lehrgang besucht hatte, plante ebenfalls, nach Kolumbien auszureisen. Beide wollten die Indianer anleiten, Landwirtschaft effektiv zu betreiben.

Ich kannte eine Missionsärztin in Kolumbien, die Katherine Morgan hieß. Sie arbeitete für eine andere Mission, stand aber mit Jack Wyrzens Arbeit in enger Verbindung. Wir sprachen uns daher ab, dass ich solange bei ihr wohnen könnte, bis das oben erwähnte Ehepaar eintreffen würde. Als ich daher in Buenaventura an Land gegangen war, reiste ich in einem klapprigen alten Zug die Anden bergauf und bergab nach Pasto, wo Katherine zu diesem Zeitpunkt wohnte. Meine Reise war reichlich anstrengend, und mein mangelhaftes Spanisch erwies sich als dermaßen frustrierend, dass ich nach der Ankunft bei ihr meinen Kopf an die Wand lehnte und zu weinen anfang. Mir war tatsächlich, als seien alle meine Lieben – Vater, Mutter, meine Schwestern und Brüder – gestorben, alle miteinander tot. Aber Katherine schien mich zu verstehen. Ihre eigene Welt war *tatsächlich* vor einigen Jahren zusammengebrochen, als ihr Mann starb (höchstwahrscheinlich durch Gift) und sie als Witwe mit vier Kindern zurückblieb.

Katherines Haltung und ihr täglicher selbstloser medizinischer Dienst an den zerlumpten Leuten in der Veranda ihres Hauses ermöglichten mir einen guten Start in die kolumbianische Handelsprache und sollten mir auch bald danach eine gute Ausgangsbasis für das Verstehen einer der Stammessprachen bieten.

Es war nicht alles wunderschön in Katherines Heim. Der schreckliche Brei aus Kochbananen, den sie immerzu anbot, schmeckte mir gar nicht. Sie kochte davon immer genug, um auch einige hungrige Mäuler unter denen zu stopfen, die sowohl wegen

medizinischer als auch materieller Nöte aus der Stadt zu ihr kamen. Mehr als einmal gab ich dem Heimweh und dem Selbstmitleid Raum und weinte, wenn ich nachts allein in meinem Bett lag.

Einmal versuchte ich, ihr beim Servieren zu helfen, als plötzlich eine jener Frauen, die ich »Selbst-Einlader« nannte, impulsiv auf mich zukam und ihre Arme um mich schlang. Sie war schmutzig und ungekämmt. Ich wich zurück und zeigte sehr deutlich, wie wenig ich davon erbaut war.

So etwas entging Katherine niemals. Sie fasste es in der kurzen Zurechtweisung zusammen: »*Du* wirst niemals eine richtige Missionarin werden!«

Zwischendurch schickte ich regelmäßig meine künstlerischen Arbeiten an die Missionsgesellschaft in den USA und wartete auf die Familie, mit der ich zusammenarbeiten wollte. Da kam eines Tages ein Brief von der Mission, in dem sie mitteilte, dieser Familie sei das Einreisevisum nach Kolumbien verweigert worden. Nun würde sie überhaupt nicht kommen!

Zuerst war ich fassungslos. Dann begriff ich, dass mein Gehorsam Gott gegenüber nicht von dieser Familie abhing, sondern davon, wie ich persönlich ihm dienen würde. So beschloss ich, allein zu den Indianern in den kolumbianischen Urwald zu gehen.

Als die Zeit gekommen war, ins Inland zu gehen, fiel es mir nicht leicht, Katherine Lebewohl zu sagen. Ihr war bewusst, was es bedeutete, allein in einem fremden Land unterwegs zu sein. Ihre Bedenken erinnerten mich an die Befürchtungen meiner Eltern um mich, als ich New York verließ.

»Du bist nicht der starke, raue Typ«, hatte mein Vater gesagt. »Hier vor Ort kannst du mit deiner Arbeit viel mehr Gutes tun.«

Mein Vater hatte große Hoffnungen auf mich als Grafikerin gesetzt. Als er jedoch merkte, dass er mich nicht halten konnte, hob er nur resigniert die Hände.

»Na, dann zieh los! Du wirst schon sehen, wohin dich dein Dickkopf bringt!«

Aber tief in mir merkte ich, dass er stolz auf mich war, weil ich das tat, was ich für richtig hielt. Er selbst ließ sich auch von nichts abhalten, etwas zu tun, was er als seine Pflicht ansah – einerlei, was es kosten würde.

Trotz ihrer Besorgnisse respektierte Katherine das, was nach meiner Überzeugung der Wille Gottes für mich war. Sie zeigte mir ihre Landkarte von Kolumbien.

»Dort unten in Puerto Leguízamo am Putumayo gibt es eine Missionarsfamilie, die dir etwas über die Indianerstämme erzählen kann. Aber es ist nur eine Gegend für Männer, weil sie für eine junge Frau viel zu gefährlich ist.«

Gefahren begleiten oft die Arbeit der Missionare, das wusste ich, aber mich rief die Pflicht. Ich war zu der Überzeugung gekommen, dass ich in Einklang mit dem Willen Gottes zu einem der unerreichten Stämme gehen sollte. Daher sammelte ich Informationen, wie man nach Puerto Leguízamo kommen konnte. Dort wollte ich das Missionarsehepaar ausfindig machen, das Stämme kannte, unter denen noch keine Missionare arbeiteten. Katherine stand mir mit jeder nur denkbaren Hilfe zur Seite.

Ich brach als Beifahrerin in einem Lastwagen auf und hatte meine beiden Stoffsäcke dabei, in denen mein Gepäck verstaut war. Es dauerte nicht lange, um zu erleben, dass Katherine Morgan wirklich Grund genug hatte, um meine Sicherheit besorgt zu sein. Da gab es Männer, die einem bedrohlich nahe kamen. Immerhin kannte ich jetzt mehr Spanisch als damals bei meiner Reise von der Küste nach Pasto. So gab ich Johannesevangelien weiter und sprach von Gott und von dem Erlöser. Dabei spürte ich, wie er mit mir war und mich bewahrte.

Die Straße selbst war auch voller Gefahren: schmale Grate an steilen Abhängen. Der Lastwagen, in den ich eingestiegen war,

kletterte unentwegt die ersten Berghänge östlich von Pasto in die Höhe. Dann ging es allmählich in den kolumbianischen Urwald hinab. Bald fühlte ich mich sehr einsam. Mir fehlte die fürsorgliche Nähe, die ich bei Katherine genossen hatte. Sie war wie eine Schwester zu mir gewesen.

Am Abend des zweiten Reisetages erreichten wir den Rand des Urwalds. Hier begann auch das Tiefland, das die Regionen östlich der Anden beherrscht. Dies war zugleich die Heimstätte von Insekten, Fieber, Parasiten und Menschen mit eingefallenen Gesichtern. Ich durfte bei einer Dame bleiben, die Reisende beherbergte, bis man für sie eine Reiterkarawane zusammengestellt hatte, mit der es hinab zum Putumayo ging. Ein dreitägiger beschwerlicher Ritt über schlammige Pfade auf dem Rücken eines Pferdes folgte, bis wir eine Stelle am Fluss erreichten, wo ich dann mit weiteren Reisenden in ein Motorboot umstieg.

Jeden Abend legte das Boot bei einer Hütte an, in der alle – Männer, Frauen und Kinder – in eine Decke oder einen Poncho gehüllt auf dem Fußboden schliefen. Mein Rücken tat bereits von dem Ritt weh, und nun drehte ich mich die ganze lange Nacht hindurch hin und her, sodass mir alle Knochen schmerzten. Einmal träumte ich, ich läge auf einem weichen, mit Samt überzogenen Sofa und hörte meiner Mutter zu, wie sie Klavier spielte und alte Choräle sang. Als ich erwachte, wurden meine vom Bambus-Fußboden herrührenden Schmerzen noch durch mein Heimweh verstärkt. Wie sehnte ich mich danach, meinen Vater und meine Mutter zu sehen! Wenn sie mich nur für ein paar Minuten in die Arme genommen hätten! Aber dann verbannte ich solche Sehnsüchte aus den Gedanken und konzentrierte mich darauf, wenigstens einen Stamm zu erreichen, der noch nichts vom Heiland Jesus Christus wusste.

Die Missionare in Puerto Leguízamo waren die Gastfreundschaft in Person. Sie schienen dermaßen ein Herz und eine Seele mit

mir zu sein, dass sie mich drei oder vier Wochen bei sich behielten. Aber es gab in ihrer Gegend keine Stämme, die außerhalb der Reichweite einer Mission waren. Ich machte es sehr deutlich, dass ich mich in niemandes Arbeit hineindrängen wollte. Darum rieten sie mir, nach Leticia in die Region im äußersten Süden Kolumbiens zu reisen, um von den dortigen Missionaren alles Nötige zu erfahren.

Noch mehr Flussreisen! Diesmal war es ein Dampfer. Immer, wenn die Leute die Reise unterbrachen, um Holz zu holen, wollten die in den jeweiligen Armeeposten stationierten Soldaten mich gern sehen und Johannesevangelien bekommen, die ich austeilte. Anfangs überraschte mich dieses scheinbare Interesse an Gottes Wort. Es ging ihnen aber darum, *mich* zu sehen. (»Wird sie ihre Kabine verlassen?«, »Ich habe gerade ein bisschen von ihr zu sehen bekommen!«) So kam ich mir wie eine Berühmtheit vor.

Aber sie interessierten sich im Grunde nicht für Gottes Wort. Ich hatte ihnen erklärt, ich sei von Beruf Künstlerin, und das Wort war von Mund zu Mund weitergegangen. »Künstlerin« (Artistin) konnte für sie nichts anderes bedeuten als Schauspielerin! Diesem Missverständnis beugte ich später vor, indem ich in meinen Papieren das Wort »Artistin« in »Missions-Artistin« verändern ließ.

Leticia erwies sich nicht als Endstation auf meiner Suche nach einer unerreichten Volksgruppe. Die Missionare in jener Stadt wussten nichts über die Stämme außerhalb ihres eigenen Gebiets. Außerdem erwarteten sie Verstärkung für ihre eigene Mission, um die Arbeit unter den dort lebenden Indianern übernehmen zu können. Ich war enttäuscht, nach meiner mühevollen Reise keine weiteren Informationen zu erhalten. Allerdings hatte Gott mich nicht vergessen.

Ein Harvard-Professor der Botanik, den ich in der Stadt traf, gab mir einen sehr wertvollen Hinweis. Er hatte die kolumbianischen Flussufer nach neuen Pflanzenarten abgesucht und wuss-

te von anderen Stammesgebieten. Aus seiner Sicht war es für mich das Beste, mich nach Mitú am Vaupés-Fluss auf den Weg zu machen. Dort in jener Gegend – so seine Worte – gebe es Stämme, die weder Priester noch Missionare hätten. Das berichtete ich meinem Wirt und meiner Wirtin in Leticia.

»Dann solltest du Pat Symes aufsuchen, der für die Arbeit des Worldwide Evangelisation Crusade im Land verantwortlich ist«, rieten sie mir. »Er hat in einem der Stämme Mitarbeiter. Er wird dir helfen.« Das war der Mann, an den Katherine Morgan meine Papiere geschickt hatte, damit ich ein Dauervisum für Kolumbien erhalten konnte. Er würde sicher schon gehört haben, dass ich bereits im Land war.

Pat Symes wohnte in Bogotá, der Hauptstadt Kolumbiens. Ich hatte keine andere Aussicht, als mich dorthin auf den Weg zu machen. So machte ich mich wieder per Flussschiff, Lastwagen und Zug auf die Reise. Eine Woche später kam ich bei Pat und Ellen Symes zu Hause an und stellte mich vor.

Ohne zu lächeln, blickte Pat Symes auf mich herab, wie ein Lehrer ein ungezogenes Kind ansieht. »Warum reist du ganz allein kreuz und quer durch Kolumbien?«, fragte er schließlich ganz ruhig.

In diesem Augenblick war ich unbeschreiblich müde, ja, ich wünschte sogar, daheim bei Mutter und Vater zu sein. Ich brauchte unbedingt Trost und keine Zurechtweisung. Darum meinte ich, mich verteidigen zu müssen.

»Ich suche nach einem Stamm«, begann ich. »Sind nicht die Heiden verloren? Hat nicht Christus uns befohlen, hinzugehen und das Evangelium aller Kreatur zu predigen? Und hat nicht Paulus gesagt: ›Alles vermag ich in dem [d. h. in Christus], der mich kräftigt‹ (Phil 4,13)?«

Ich hielt inne. Meine Stimme begann zu zittern. Ich war so weit gefahren und meinem Ziel immer noch nicht näher gekommen. Das Selbstmitleid drohte überhandzunehmen.

Pat Symes' Gesicht wurde sanfter. Er blickte in die Ferne. Vielleicht erinnerte er sich an seine früheren Dienstjahre, die er im Gehorsam gegenüber Christus in den Urwäldern Brasiliens begonnen hatte. Er sprach ganz leise, mehr zu sich selbst als zu mir.

»Mut – die gesprungene Saite des Christentums!«⁴ Und so hießen mich die Symes in ihrem Haus mit offenen Armen willkommen.

4 A. d. H.: Diese Antwort spielt offenbar auf den Untertitel einer Schrift von C. T. Studd an. Daher könnte man sie in Anlehnung an den Untertitel der deutschen Fassung auch mit »Mut – wo sind die Helden der Christenheit?« übersetzen.

Kapitel 3

ENDLICH EIN STAMM!

Die beiden Wochen, die ich bei Pat und Ellen Symes in Bogotá verbrachte, gaben mir weiteren Aufschluss über die Gegend, nach der ich suchte. Nun flog ich mit einer kleinen Propellermaschine nach Mitú, dem Posten der staatlichen Indianerbehörde am Vaupés-Fluss. Pat hatte ein Telegramm an Wesley Driver, den in der Nähe lebenden Missionar unter dem Stamm der Cubeo, mit der Bitte geschickt, mich dort aufzusuchen. Wesley und zwei Cubeo-Indianer paddelten mich per Einbaum zur Urwaldstation der Drivers.

Die gesamte »Station« bestand aus zwei Hütten und einer Million blutgieriger Mücken. Die ganze Anlage schien überhaupt nicht zu einem so netten englischen Ehepaar mit seinen zwei kleinen Kindern zu passen. Mir wurde im Grunde meines Herzens klar, dass hier Pioniermission gelebt wurde, wie sie »im Buche steht«.

Die Drivers zeigten immer wieder, dass sie ihr Bestes geben wollten, um mir Informationen über andere Stämme zu besorgen, die in einiger Entfernung von ihrer Station wohnten. Währenddessen hatten sie es nicht eilig, mich auf meine einsame Reise zu schicken.

Von Zeit zu Zeit erkundigten sie sich bei Kautschuksammlern, die bei ihnen anhielten, um zwischen ihren Touren zu einer Kaffeepause bei ihnen einzukehren. Diese Leute sprachen von den Curipaco⁵. Als ich mein Interesse an ihnen bekundete, weil es sich um einen unerreichten Stamm handelte, taten diese Besucher ihr Bestes, mich darüber »aufzuklären«.

5 A. d. H.: In manchen Quellen werden auch andere Namensformen (*Curripaco*, *Kurripako*) verwendet.

»Sie dürfen niemals dorthin kommen! Man würde Sie umbringen und Ihre Sachen rauben.«

Ein anderer widersprach: »Ach, die Curipaco sind harmlose Indianer.« Wieder ein anderer wies mich auf die Gefahren durch Jaguare und Riesenschlangen wie die Königsboa hin. All das klang äußerst gefährlich, aber die Entdeckung, dass Mr. Driver eine todbringende Schlange erschlagen hatte, die sich unter einer Kiste in seiner eigenen Küche aufgerollt hatte, war gleichermaßen beruhigend.

Nach gut einem Monat drängte es mich, meine Reise fortzusetzen. Mir war inzwischen klar geworden: Diese Curipaco sind die Leute, nach denen ich suchte. Die Drivers fanden den Gedanken durchaus nicht sympathisch, dass ich allein zu diesem Stamm gehen wollte, und doch zeigten sie sich kooperativ. Sie besorgten ein Kanu, das mich flussaufwärts zu einigen Paddlern des Cubeo-Stammes bringen sollte. Mit ihrer Hilfe hoffte ich, dann zu den Curipaco gelangen zu können.

Das erste Kanu war mit einem stämmigen zwölfjährigen Kolumbianer besetzt, der Carlos hieß. Alles verlief gut, während wir einen schmalen, windungsreichen Fluss hinabfuhren, bis wir uns gefährlichen Stromschnellen näherten, wo die Strömung immer reißender wurde. Ich schlug vor, er solle das Kanu durch die Stromschnellen steuern, ohne meine Hängematte und unsere Nahrungsvorräte auszuladen, und er war einverstanden. So stiegen wir aus und manövrierten das Boot von den Felsen aus. Aber während ich es an dem Seil vorn nach oben zog, merkte ich nicht, dass das Wasser am unteren Ende ins Boot strömte, wo Carlos schob.

»*Suéltelo! Suéltelo!*«, schrie Carlos verzweifelt, nachdem er auf einem großen Felsen Fuß gefasst hatte.

Ich dachte, »*Suéltelo!*« bedeute, ich sollte fester ziehen (das Wort gehörte nicht zu meinem beschränkten Spanisch-Wortschatz), so ergriff ich das Seil noch fester, klammerte mich an

die vom Wasser bedeckten Felsen, und zog mit aller Kraft. Bis ich begriff, dass er wohl gemeint hatte: »Lass locker!«, war das Boot zu drei Vierteln mit Wasser gefüllt.

Ich ließ locker, aber das schwere Boot riss sich dem Jungen aus den Händen und wirbelte die Stromschnellen hinunter. Mir war klar, dass all mein Besitz verloren wäre, wenn es auf einen Felsen treffen und kentern würde. Ohne nachzudenken, sprang ich daher – mit Schuhen und allem, was ich anhatte – ins Wasser und schwamm hinter dem Boot her. Während ich im Wasser nur mühsam vorwärtskam, hielt ich es so fest, wie ich konnte.



Kartenausschnitt, der die Flüsse im Einsatzgebiet von Sophie Muller und Siedlungsgebiete der einzelnen Stämme zeigt.

Meine durchnässte Kleidung muss meinen gewöhnlichen 45 kg noch 20 hinzugefügt haben, was meine Lage natürlich noch prekärer machte.

»Herr, hilf!«, schrie ich und riss meinen Sonnenhut aus dem Kanu. Damit begann ich, wie wild Wasser zu schöpfen. Bald hatten die wirbelnden Fluten das Kanu aus dem Hauptstrom in ruhigeres Gewässer getragen.

Währenddessen kam wieder Leben in den erstaunten und bisher wie versteinert wirkenden Carlos. Er sprang von seinem sicheren Felsen ins Wasser, schwamm bis zum Kanu, kletterte hinein und paddelte es zum Ufer, während ich noch immer hinten festhielt.

Als wir an Land waren, ergriff mich im Nachhinein eine Panik-Attacke. Ich begann, am ganzen Leib so zu zittern, dass ich es fünf Minuten lang nicht unterdrücken konnte. Vielleicht hatte mein Vater ja doch recht. Möglicherweise war dies doch keine Arbeit, die für Frauen vorgesehen war! Aber diesen Gedanken verwarf ich sofort wieder und dankte Gott, dass alles in Sicherheit war. Ich brauchte nur die Hängematte auf einem Felsen zum Trocknen auszulegen.

Schließlich trafen wir auf einige kooperative Cubeo, die bereit waren, mich bis an den Rand des Curipaco-Landes zu paddeln. Die Reise dauerte länger, als ich vermutet hatte: sieben Tage im Kanu, dann acht Stunden zu Fuß, wobei wir durch Schlamm wateten und über Baumstümpfe kletterten. Der Pfad brachte uns zu einem anderen Fluss, der uns näher zu den Curipaco führte. Dort bezahlte ich die Cubeo mit einigen von ihnen hochgeschätzten Kleidungsstücken, bevor sie mich der Fürsorge eines alten Curipaco-Ehepaars überließen, das mich weiter ins Curipaco-Land hineinbringen sollte.

Sofort hatte ich das Empfinden, dass dieses Ehepaar »zu mir gehörte«. Die beiden führten mich bei dem Stamm ein, um den ich gebetet hatte. Sie sorgten dafür, dass ich mich bei den Angehörigen ihres eigenen Stammes wohlfühlte, sooft wir am Ufer dieses tiefen, schnell dahinfließenden Stroms anhalten mussten.

Schließlich kam ich zum Isana, wo es mehrere Indianerdörfer gab. Später erfuhr ich, dass diese Leute in Kolumbien »Carom« und in Brasilien »Baniua« oder »Baniva« genannt wurden. Der Lauf des Isana lässt sich in Brasilien bis dorthin verfolgen, wo er sich in den Río Negro ergießt. Die Carom und die Curipaco können sich untereinander gut verstehen und sprechen nur unterschiedliche Dialekte.

Zuerst rannten Frauen und Kinder fort, als sie mich kommen sahen. Ich muss ihnen Angst eingejagt haben. Die Frauen mieden gewöhnlich auch die Händler und überließen ihren Männern, mit ihnen zu verhandeln. Wie viel mehr hielten sie sich anfangs von einer weißen Frau fern, wo sie doch noch niemals eine gesehen hatten! Doch bald drängten sie sich herzu und beobachteten jede meiner Bewegungen. Diese Frauen trugen lange, weite Röcke. Obwohl ihr Oberkörper unbekleidet war, fielen ihre langen schwarzen Haare, purpurne Streifen auf der Haut und eigenartige dreieckige Zeichen auf, die sie als Tätowierung auf den Armen trugen. Später erfuhr ich, dass dadurch Krankheiten und böse Geister abgehalten werden sollten.

Magere, nackte Kinder, deren Körper mit leuchtend ziegelroten Punkten übersät war, trugen Halsketten aus Affen-, Jaguar- und Babilla-Zähnen⁶. Einige Männer trugen zerlumpte Hosen, andere nur einen Lendenschurz. Sie hatten sich rote Muster auf ihre Gesichter gemalt und trugen Reihen dicker Striemen quer über ihre Brust. Später entdeckte ich, dass diese Striemen von Schlägen herrührten und inzwischen vernarbt waren. Um sich

6 Mit Babillas sind hier kleine Krokodile gemeint.

des Mannseins würdig zu erweisen, hatten sie bei den Initiationsriten diese Schläge stoisch ertragen, als sie von einer langen, harten Rute traktiert wurden.

In meinem besten Spanisch versuchte ich, mich mit den Dorfbewohnern zu unterhalten.

»Ich habe euch eine Botschaft von dem wahren Gott zu bringen, von dem, der alles erschaffen hat. Ich möchte eure Sprache kennenlernen und euch dann sagen, was in diesem Buch über ihn geschrieben steht.«

Keine Antwort! Die Blicke einiger verrieten Feindseligkeit und Argwohn. Andere schienen mich mit Scheu und Bewunderung anzustarren. Ich hatte noch nicht verstanden, wie hoch die Sprachbarriere zwischen uns war.

Acht lange Monate waren vergangen, seit ich den Schutz des Heimes von Katherine Morgan in Pasto verlassen hatte. Und doch waren wir – meine Begleiter und ich – bis jetzt erst an den Rand des Curipaco-Landes gelangt und viel zu weit von der Zivilisation entfernt, um ein Postamt erreichen zu können. Ich musste in ein Dorf kommen, das in der Nähe eines Postens der Indianerbehörde lag (etwa an der Grenze zu Venezuela), um Briefe nach Hause schicken zu können. Meine Eltern und die Missionsgesellschaft dachten sicher bereits, der Urwald habe mich verschlungen.

Es war mitten in der schwersten Regenzeit, während meine beiden älteren Curipaco-Freunde mit mir den Isana hinabfuhren. Ich breitete meinen Gummiponcho über meine beiden Stoffsäcke, und meine Begleiter schnitten sich schützende Palmwedel ab, während der Regen unbarmherzig auf ihre unbedeckten Rücken niederprasselte. Mit klappernden Zähnen saß ich stundenlang in nassen Kleidern, bis der Regen gegen Abend in ein Nieseln überging. Wir machten am Ufer fest, und meine Gefährten bauten einen winzigen Schutz aus Palmwedeln. Außerdem zündeten sie ein Feuer an. Dazu mussten sie das äußere nasse Holz toter Zwei-

ge entfernen, um an das trockene Holz zu gelangen, das zum Entfachen des Feuers geeignet war. Nur am Lagerfeuer konnte man es einigermaßen aushalten.

Beim nächsten Dorf hatten meine Paddler ihr Ziel erreicht. Darauf willigte eine andere Gruppe von Paddlern ein, mich auf Flüssen und über Urwaldwege zum Oberlauf des Guainía zu bringen. Das war der Fluss, von dem mir gesagt worden war, dass dort die meisten Curipaco lebten und starben. Nun würde meine Reise bald ein Ende haben!

Der Regen rauschte weiter herab. Das tiefe, felsenumsäumte Flussbett war übervoll und ergoss sich in den Urwald. Wenn ich meine Kleidung wechseln wollte, musste ich mit meinem klammen, nassen Regenmantel über dem Kopf in ein Dickicht kriechen, während der Regen an meinem Hals herabfloss.

Sehnsüchtig dachte ich an die Situation der Drivers und die Pionierarbeit in ihrer Region zurück. Diese kam mir verglichen mit meiner jetzigen Lage wie eine Art höherer Zivilisation vor. Zumindest hatte ich dort nicht in meinen Kleidern schlafen müssen. Dann versuchte eine finstere Stimme, mir einzureden: »Du bist verrückt! Der Urwald ist nichts für dich! Kehre um und lebe wie ein normaler Mensch!«

Aber ich konnte solchen Gedanken nicht Raum geben. Stattdessen rief ich immer nur zu Gott: »Wie lange, o Herr, wie lange noch?«, während ich durchnässt und zähneklappernd darauf wartete, dass die Indianer für eine weitere Nacht einen Schutz gebaut und ein Feuer entzündet hatten.

Nach etlichen elenden Tagen im Dauerregen wurden diese Carom schweigsam und missgelaunt. Ich meinte, das käme daher, dass sie den Regen genauso wenig mochten wie ich, aber es war aussichtslos, sie aufzumuntern. Erst viel später hörte ich, dass der eine den anderen einredete, dass ich eine Hexe sei und einen Fluch über ihre Familien bringen könnte, sodass alle Angst vor mir bekamen!

Als wir eine Stelle mit besonders ausgedehnten Stromschnellen erreichten, luden die Paddler wie gewöhnlich alles aus und trugen die Stoffsäcke am Ufer entlang, um sie unterhalb der Stromschnellen abzusetzen. Dann gingen sie – scheinbar – zurück, um das Kanu zu holen.

Ich wartete und wartete.

Die Zeit schlich langsam vorüber. Was mochten sie treiben? Hatten sie vielleicht beschlossen, ein schnelles Bad zu nehmen? Aber das hätte doch nicht so lange gedauert! Plötzlich ergriff mich schreckliche Angst. Ich rannte hinauf zu dem felsigen Ufer, um nachzuschauen. Da! Schon fast bei der nächsten Flussbiegung stromaufwärts sah ich meine Paddler, wie sie sich so schnell, wie sie konnten, davonmachten. Ich schrie wie wild, aber sie blickten sich überhaupt nicht um.

Mir wurde die furchtbare Wahrheit bewusst, dass ich zwischen Stromschnellen und Wasserfällen ganz verlassen dastand, allen Gefahren des Urwalds ausgeliefert!

Aber Gott lebt noch! Er wachte über sein hilfloses, verlassenes Kind, das zu dieser Zeit sicher mehr Eifer als Sachverstand besaß. Nach mehreren langen Stunden der Angst und des Gebets durchflutete wirklicher Friede meine Seele. Gott würde auf irgendeine Art *für mich* sorgen. Hatte er mich nicht schon zu dem Stamm geführt, den ich nach meiner Ankunft erreichen wollte?

Gottes Antwort bestand darin, dass das Boot eines Händlers, das mit vier erstaunten Curipaco-Paddlern bemannt war, vorbeikam. Wie sie mich angestarrt haben! Wer konnte auch damit rechnen, eine schwache weiße Frau an einem solchen Ort zu treffen! Ich erklärte, so gut ich konnte, dem Händler meine Lage.

»Du kannst mit uns den Fluss hinabfahren«, sagte er freundlich. Das waren willkommene Worte!

»O Herr, ich danke dir!«, sagte mein Herz, als ich in den ziemlich großen Einbaum stieg. Der Händler war ein Venezolaner,